

Steffie van den Oord

WESTERBORK GIRL

Aus dem Niederländischen
von Andreas Ecke

BLOOMSBURY BERLIN
BLOOMSBURY PUBLISHING • LONDON • NEW YORK • BERLIN

Die Übersetzung wurde gefördert vom Nederlands Literair Productie- en Vertalingenfonds.



Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
Westerbork Girl bei Uitgeverij Contact, Amsterdam/Antwerpen

© 2008 Steffie van den Oord

Für die deutsche Ausgabe

© 2010 Berlin Verlag GmbH, Berlin

BLOOMSBURY BERLIN

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung:

Rothfos & Gabler, Hamburg

Gesetzt aus der Stempel Garamond

durch hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2010

ISBN 978-3-8270-0882-4

www.berlinverlage.de

1

Auf der harten Sitzbank eines Wagens dritter Klasse gab sich Robert de Vries alle Mühe, nicht aufzufallen. Nicht nervös mit dem Fuß klopfen. Andere Fahrgäste nicht zu lange ansehen, Blickkontakt vermeiden, sonst signalisierte man Gesprächsbereitschaft. Dauernde Anstrengung erforderte dieses Unsichtbarsein, dauernde Konzentration. Was für ein Gesicht wird sie machen, wenn ich plötzlich vor ihr stehe – und wann wird das wohl sein? Aus dem Nichts aufgetaucht. Aufregender Gedanke, kurz vor Zwolle.

Ohne allzu offenkundiges Interesse an der Landschaft vor dem staubigen Zugfenster glitt er durch das besetzte Land, von Westen nach Osten, vor allem aber nach Norden; magere Kühe irrten über vergilbte Weiden, ein Bauernhof schien in der Spätnachmittagssonne eingedöst zu sein. Friedlich, fast gelangweilt wirkte das Land. Ein normaler Werktag im Krieg, dieser Tag, an dem er tat, was er schon längst, schon vor drei Monaten hatte tun wollen, ja hätte tun müssen. Dieses Normale, Ruhige passte gut, fand er. Robert de Vries musste sich wie jemand verhalten – nein, korrigierte er sich, jemand *sein* –, der regelmäßig und entsprechend gleichgültig gegenüber seiner Umgebung nach Assen fuhr, einer Stadt, die genauso gewöhnlich, genauso alltäglich war wie er selbst: Robert de Graaf, Rangierer.

In Gedanken repetierte er noch einmal seine Angaben. Damit

er sich, wenn nötig, wie nebenbei vorstellen konnte: *Robertdegraaf*, als ein Wort ausgesprochen. Routiniert. Wann geboren? Na? 9. Juni ... 1915. Das Jahr musste ein bisschen flotter kommen, verdammt noch mal. Genau drei Jahre älter war er, nicht fünfundzwanzig, sondern achtundzwanzig.

Er sah ein paar aufgeschreckte Kühe über eine Weide rennen und dann diesseits des Stacheldrahts den bellenden Schäferhund, vor dem sie wohl Reißaus nahmen. Die Sonne schien größer zu werden und in das vertrocknete Gras zu sinken; noch ein paar Augenblicke würde sie ruhig die Dörfer, die wenigen Fabrikhallen, die Nebenstraßen in ihre Glut tauchen. Das Hemd klebte auf seinem Rücken.

An einer geschlossenen Schranke sah er einen winzigen Moment zwei Deutsche auf einer Beiwagenmaschine. Die mussten warten, bis sein Zug – ja, bis er! – vorbei war. Er spürte, wie sich seine Mundwinkel kräuselten.

Im Bahnhof Zwolle schien ihm der Zug etwas länger als nötig zu stehen. Seine Augen suchten angestrengt den Bahnsteig ab. Bauchschmerzen bekam man von so etwas und ein Prickeln in Armen und Beinen. »Aufreibend«, flüsterte er und wischte sich mit einer raschen Bewegung die Schweißtropfen von der Oberlippe; als dann der Zug endlich wieder anfuhr, dachte er: Trotzdem kolossal. Das Prickeln verschwand, er brachte sogar ein Gähnen zu Stande.

Meppel war vorübergeglitten, eine träge sich reckende, auch schon gähnende Silhouette; der Horizont war jetzt noch leerer, und allmählich fand er Gefallen an der Sache. Sein vorläufiges Ziel war fast erreicht, bisher hatte es zum Glück keinen Zwischenfall gegeben. Er war glatt durch die Fahrkartenkontrolle gekommen. Und in Amersfoort hatte er – ohne ein Gespräch anzufangen, obwohl sie nicht unansehnlich gewesen war – einer Brünetten mit Kinderwagen beim Umsteigen geholfen. Einer Dame, die ein Stück entfernt saß und ihn ein bisschen zu lange

ansah, hatte er dann doch herausfordernd zugnickt, allen Vorsätzen zum Trotz, mit einem Lächeln in den Augen; sie hatte errötend den Blick gesenkt, ihr Haarband zurechtgezupft und nicht mehr aufzusehen gewagt.

Charisma konnte natürlich nicht schaden bei dem, was er vorhatte: jemanden aus einem Lager zu befreien. Jemanden? Nein, das war nicht das richtige Wort. *Sie*. Die einzige Brünette, die wirklich zählte. Den Wunsch, ihren Namen auf die staubige Scheibe zu schreiben, unterdrückte er. Zu auffällig wäre es, und deshalb gefährlich. Außerdem kindisch.

Seine Fingerkuppe blieb fast sauber, als er über das Glas strich, um doch wenigstens den Buchstaben H darauf zu hinterlassen. Der Schmutz saß außen.

Hoogeveen – kurzer Halt, Haarband ausgestiegen, einen Kerl in Wehrmachtsuniform gesehen – lag hinter ihm. Noch zwei Stationen.

Er strich seine dunkelblonden Locken zurück, sie wollten sich dauernd aufrichten, aber er glättete sie immer wieder. Jetzt lagen sie erst einmal brav in kleinen Wellen auf seinem Schädel. Was er in Assen tun würde, ahnte niemand. Nur Eduard Veterman vom Fälschungsbüro Keizersgracht 763 hatte er ins Vertrauen gezogen, seinen besten Freund, den Meisterfälscher – eigentlich Maler, aber mittlerweile fast mit seiner Lupe verwachsen. Der hatte nicht nur einen neuen Personalausweis für ihn angefertigt, auf den ersten Blick perfekt, sondern auch noch ein Rangiererzeugnis auf den gleichen Namen. »Nein«, hatte Rob zu Veterman gesagt, und nur zu ihm, während seine Finger im schwachen Lampenlicht des Souterrains hinter den abgedunkelten Fenstern mit der Stempelsammlung und den Skalpellen spielten, »nein, ich glaub nicht, dass ich so weiterarbeiten kann. Nicht, solange sie dort ist.«

Nur Veterman wusste von dieser Fahrt. Keiner von Luctor et Emergo wäre dafür gewesen. Zu riskant, zu verrückt.

Besonders jetzt. »Wir müssen uns ruhig verhalten«, hieß es, »man beobachtet uns.«

Von plötzlicher Unruhe gepackt, griff er in seine Innentasche, gerade noch beherrscht genug. Gott-an-den-er-nicht-mehr-glauben-wollte sei Dank! Die Papiere waren da.

Kaputte Kirchtürme. Ein Stückchen Land. Kahlgeschnittene Kopfweiden. Ein Mädchen mit Hund – er drehte sich doch kurz nach ihr um: hmmm, nicht hässlich.

2

Wären wir bloß die, die wir spielen, dachte Hannelore Cahn und zog hastig am Reißverschluss ihres karierten Röckchens. Schulmädchen, Backfische, dann wäre der Saum unterm Knie, statt weit drüber. Der Reißverschluss blieb in dem dicken Stoff hängen, dieser kratzigen Mistwolle. Sechs Frauen, na gut, junge Damen, in viel zu knappen Schuluniformen, das sind wir. Der Griff rutschte ihr aus den zerrenden, schweißnassen Fingern. Die »Westerbork Girls«. Mondän, englisch, in einem deutschen Lager, versteckt in der Heide, dieser gottverlassenen Provinz Drenthe, an einem staubigen, heißen Spätsommertag September 1943. Der Reißverschluss löste sich mit einem Ruck und ließ sich endlich hochziehen.

In den letzten Tagen hatte es viel schulmädchenhaftes Ge-
kicher gegeben: über die Tanzschritte, kokett, aber simpel, in den zu kurzen Kostümen. Niemand lief in so etwas herum! Sie waren nun mal keine Berufstänzerinnen, und was bei den Proben alles schiefgegangen war – die Westerbork Girls hatten sich krummgelacht! Das Mädchen neben ihr hatte zu große Pumps getragen, Hannelore war über diese drei Nummern Übergröße gestolpert, war nach vorn gefallen und hätte vor Lachen fast in die Hose gemacht.

Und schon wieder lachten sie Tränen über ihre Nummer, während sie in der Garderobe standen, einem durch Zwischenwände abgetrennten Raum in der größten Baracke. Dem Großen Saal. Aber diesmal war es doch anders, und längst nicht so komisch.

»Herr Obersturmführer, meine Damen und Herren ...« Eine dunkle, geschulte Stimme kündigte die Revue an, und nun wusste sie, dass all dies wirklich geschah. »Gruppe Bühne Lager Westerbork!« Schmetterlinge, nein, ängstliche Motten flatterten in ihrem Bauch.

Mein Gott, es geht los. Ich kann nicht mehr zurück.

Der Text der ersten Nummer versetzte sie in Hochspannung: »Appell, Appell, wenn das Signal ertönt, ist man zur Stell!« Das bekannte Pfeifsignal, auf der Bühne ein Spaß, blieb doch nie ganz ohne Wirkung; alles ging jetzt rasend schnell. Revue-tempo!

Saß das Kostüm gut? Reichlich kurz war es schon, mehr als kurz, sie fühlte sich fast nackt. Vielleicht gar nicht so schlecht, wenig anzuhaben in dem stickigen Saal. Und zum Glück hab ich ja nicht die hässlichsten Beine. Im Gegenteil – bei aller Bescheidenheit –, trotz der flachen groben Schuhe.

Aber diese nicht hässlichen Beine stehen gleich im vollen Scheinwerferlicht. Schwingt der Rock nicht doch zu weit hoch? Kein anständiger Spiegel hier, in dem man das noch kontrollieren könnte. Vor dem einzigen, zu kleinen, trüben Spiegel herrschte schon Gedränge.

»Hopp, ein bisschen schiefer, das Ding«, rief eins der Mädels übermütig und zog einer anderen Tänzerin das Barett mit dem Schottenkaro in die Stirn, »sieht geheimnisvoll aus. Hahaa!« Ein kindlich hohes, fast piepsendes Lachen. Dabei waren sie schon um die zwanzig, sie selbst noch neunzehn. Sie hatten schon so viel gesehen und gehört, hatten schon so viel hinter sich. Ein ganzes Leben, dachte sie manchmal, eine Existenz in Kurzfas-

sung, und trotzdem – trotzdem war sie auf gewisse Weise naiv, und sie wusste das und wollte es nicht anders. »Ich bin blöd!«, behauptete sie manchmal, wenn es ihr so passte.

Die vierte Nummer war vorbei. Gleich sind wir dran!

Eins der Girls sah ganz grau aus, fiel ihr nun auf. Ihr Gesicht, immer sonnenverbrannt vom Kartoffelroden, erinnerte plötzlich an durchscheinendes chinesisches Porzellan, an die zarten Tässchen, die sie zu Hause gehabt hatten. Wer jetzt wohl daraus trank? Schön und sehr zerbrechlich. Das Barrett hing ihr verführerisch tief in die Stirn, aber sie wurde immer blasser, als könnte sie jeden Moment hinfallen. Und in Scherben gehen. »Sag mal ehrlich«, hörte Hannelore eine der anderen fragen, »machen wir uns lächerlich?« Niemand antwortete.

Gewöhnliches Lampenfieber war nichts dagegen. War sie auch so weiß im Gesicht? Nein, wahrscheinlich nicht. Trotzdem. Etwas in ihr wusste sehr gut, dass sie singen und tanzen musste, als hinge ihr Leben davon ab. Wer auftrat, kam nicht auf die Transportliste. Vorerst. Sie durfte nicht den Kopf verlieren, repetierte noch einmal blitzschnell die Tanzschritte.

Hinter den Kulissen sah sie nichts von dem, was sich davor abspielte, hörte aber alles. »Und jetzt ...« – während die Revuestimme eine wohlberechnete Pause einschob, krampfte sich ihr der Magen zusammen – »Camilla Spira mit ihren schönen Westerbork Girls!«

Als zweites der sechs Mädels betrat sie die Bühnenbretter – aus einer abgerissenen Synagoge, wenn Vati das wüsste! –, und zum ersten Mal an diesem Tag hatte sie ihn für einen Moment vergessen, den Transport vom Morgen, die tausendvier Personen, die »in den Osten« verfrachtet worden waren. Vergessen, wie sie als eins der Mädchen von der Fliegenden Kolonne Koffer getragen hatte. Koffer, die nun auf dem Weg nach Auschwitz waren: Das stand auf dem Zuglaufschild. Nicht nur an die Koffer und Rucksäcke und den ganzen Transport hatte sie jetzt

einmal nicht gedacht, sondern auch nicht an ihren Bruder, ihre Mutter, ihren Vater – und ihren Stiefvater, denn nach der Scheidung hatte ihre Mutter wieder geheiratet, ihren Vetter. Sogar Rob, die Hauptperson in ihrem übervolkerten Kopf, war kurz in den Hintergrund, hinter die Kulissen, gedrängt worden, ihr Verlobter oder früherer Verlobter, darüber war sie sich noch nicht ganz im Klaren. Rob mit den »blitzenden blauen, geradezu lächerlich schönen Augen. Und der Figur eines Leichtgewichtsboxers«, wie sie ihn Freundinnen beschrieben hatte, aber das tat sie jetzt nicht mehr. Der Schauspieler mit den »widerspenstigen Locken unter der Brillantine«. »Eine doppelte Schicht Brillantine, trotzdem lassen sie sich nicht bändigen.« Vielleicht hatte sie es ihm zu verdanken, dass sie hier auf der Bühne stand. Seinen Beziehungen zu den Künstlern der Joodsche Schouwburg in Amsterdam, aus der Zeit, als sie noch keine Sammelstelle für verhaftete Juden war. Als sie selbst im Publikum gesessen und die Darsteller angesehen hatte, *ihn*. Jetzt fragte sie sich ausnahmsweise einmal nicht, wo er war. An wen er dachte. Was er tat. Und mit wem.

Die Anspannung war in normales Lampenfieber übergegangen. Nicht einmal besonders heftiges, stellte sie fest; schon als Kind hatte sie auf einer kleinen Bühne in Hamburg Gedichte ihrer Mutter vorgetragen, Ende der dreißiger Jahre, kurz bevor sie mit dem Flugzeug nach Amsterdam geflohen waren. *Auch heute ist's dunkel in Israel. Und jeder fragt: Wann wird's wieder hell?*

Genau dieses Gefühl von leichter Verlegenheit, vermischt mit großer Aufregung, war jetzt wieder da, prickelnd, aufputschend. Sie wagte die anderen Mädchen nicht mehr anzusehen.

Ich kriege einen Lachkrampf. Garantiert.

Die Musik zu ihrer Nummer mochte ja absurd fröhlich sein, was mancher bestimmt sehr unpassend und geschmacklos fand, aber diese Fröhlichkeit tat gut.

Camilla Spira, die sie zu sechst begleiteten, trat in ihrem Seidenkleid ein paar Schritte vor. Camilla war anders als sie, die Mädel vom Ballett, hübsche, aber ganz normale Mädchen. Camilla Spira war ein Star. Eine hellblonde – oder hellblondierte – Göttin, die in Berlin Furore gemacht hatte. Und auf der Leinwand. Auch Lagerkommandant Gemmeker aus dem eher provinziellen Düsseldorf war von der arisch aussehenden Spira beeindruckt, das wusste sie. Seine heimliche Bewunderung hatte in diesem Dorf, diesem klatschsüchtigen Dorf von mindestens sechstausend Seelen, nicht lange heimlich bleiben können; seit einiger Zeit war es etwas leerer auf den Sandstraßen, aber immer noch proppenvoll. Gemmekers Bewunderung schien sich nicht mit seiner Aufgabe zu vertragen, aber sein galantes Benehmen passte genau zu dem Nimbus, mit dem er sich umgeben wollte. Gemmeker, Lagerkommandant und Gentleman. Man flüsterte sogar, dass er »La Spira« nach der letzten Revue die Hand geküsst habe.

Kurz bevor Camilla Spira anfang – dieses eingebildete Luder –, ging Hannelore alles Mögliche durch den Kopf: Sitzt Hans im Saal, bei den Männern vom Jüdischen Ordnungsdienst, oder hat er Wachdienst? Er muss einfach hier sein, er muss mich sehen. Die erste Drehung, ging die jetzt linksrum oder rechtsrum? Blöd, dass ich das plötzlich nicht mehr weiß ... linksrum, nicht drüber nachdenken. Wenn ich mir die Schultasche vor die Beine halte, bin ich weniger nackt ... nein, besser nicht.

Dann, als es darauf ankam, als La Spira »*Wenn ein Paketchen kommt, dann freut sich Groß und Klein*« gesungen hatte und sie, die Ballettmädchen, einsetzten, war ihr Kopf wieder ganz aufgeräumt: »*Wenn ein Paketchen kommt, ist auch bei Regen Sonnenschein!*« Sie tanzte. Sang. Und dachte nur noch federleichte Gedanken. Einen Schritt nach links, rechts, alles ist gut. Und sie achtete auf das Singen der Mädchen neben ihr. Sie selbst konnte nicht Takt halten, fürchtete sie. Und das als Tochter ei-

nes Berufssängers, eines Kantors mit einer berühmten Stimme. Von nah und fern waren die Leute gekommen, um ihn zu hören, in der größten Synagoge von Hamburg, ja von ganz Norddeutschland: ein tausendköpfiges Publikum, da kam dieser Saal mit dreihundert Leuten nicht heran. Und singen kann ich nicht, das hat Vati mir immer gesagt. Er hatte sicher Recht. *Deswegen* hat man mich bestimmt nicht ausgewählt.

»*Ein Päckchen, gut verschnürt*«, die Drehung nach links! Schritt nach rechts: »*ganz ohne Spesen*« – natürlich, wir haben ja keinen Cent mehr. Gut, Lagergeld. Halbe Drehung – juhu, das Röckchen bleibt an seinem Platz. »*Man kann nicht schnell genug den Knoten lösen!*« – klar, die Päckchen bringt man zu seiner Schlafpritsche und reißt sie sofort auf. Ohne Topfgucker. Manchmal ist Butterkuchen drin.

Sie umkreiste die Päckchen auf der Bühne. Richtige Päckchen! Aber bestimmt ohne Inhalt. Päckchen mit Inhalt waren nirgends sicher.

Ist Hans nun im Saal oder nicht?

In der ersten Minute hatte sie die hohen Tiere samt ihren Gästen von außerhalb nicht angesehen. Da saßen sie in der vordersten Reihe und lauschten dem nur leicht spöttischen Lied über die Esswaren, die man noch empfangen durfte und die mit dem kleinen Postzug ins Lager gebracht wurden. Sie konzentrierte sich auf die Füße der Sitzenden. Schweißfüße natürlich in der überfüllten, warmen Baracke und in diesen dicken Stiefeln; extra für die jüdischen Künstler geputzt! Richtige Künstler und Amateure wie ich Glückspilz. Was hab ich doch Massel.

»*Wenn ein Paketchen kommt, ist selbst der Kranke nicht mehr krank ...*« Als sie genauer hinzuschauen wagte, sah sie aber zu ihrer Überraschung, dass Gemmeker an diesem Abend normale Schuhe trug. Ganz normale braune Schnürschuhe. Im Halbdunkel saß er in einem muschelförmigen Sessel, in Zivil, neben ihm

nur seine böartige Sekretärin – oder Mätresse –, Frau Hassel, ganz vorn, einen halben Meter vor seinen Freunden, der Stiefel-ausstellung in der ersten Reihe. Und erst dahinter die anderen Prominenten auf einfachen Stühlen. Die Dienstleiter. Schlesinger, der jüdische Oberdienstleiter, mit dem man sich gut stellen musste. Und Pisk, der Chef des OD. Des berühmten – berück-tigten, wenn man so wollte, aber das wollte sie nicht – Jüdi-schen Ordnungsdienstes.

Auf einmal sah sie ihn. Also war Hans doch da. Hans Eisinger. Ihr OD-Mann. Jedenfalls waren sie befreundet, und da-bei ließ sie es vorerst. Er war schon älter, etwas kahl, aber ver-narrt in sie. Wie er strahlte, dort in der fünften oder sechsten Reihe!

Tempo halten, es läuft gut. Bein hoch!

Sie wagte jetzt, sich im ganzen Saal umzusehen, trotz des grel-len bunten Lichts der hochmodernen Bühnenscheinwerfer am Firstbalken. Für seine Bühne war dem »Gentleman« das Beste gerade gut genug. Mutig, regelrecht kaltblütig kam sie sich vor, als sie ins Publikum blickte und all die Gesichter, Augen, Mün-der betrachtete, ohne ein Nachlassen ihrer Konzentration zu be-fürchten; eigentlich ging es wie von selbst. Alle badeten jetzt in grünem Licht. Hier und da war eine bedrückte Miene zu sehen, schaurig grün. Andere wirkten ausdruckslos, befangen, mit klei-nen, zusammengekniffenen Mündern wie Striche. Aber die meis-ten Gesichter, die jungen Gesichter, waren fröhlich; ihre Alters-genossen ließen sich gehen.

Hinter den arischen Prominenten saßen die jüdischen Pro-minenten und erst dahinter die gewöhnlichen Gefangenen, die mit Mühe eine der raren Eintrittskarten erobert hatten – für zehn Cent Lagergeld, manchmal wurde um Karten gekämpft – und hier alles von sich abzuschütteln versuchten; in die Glut des jetzt roten Bühnenlichts getaucht. Blühende Gesichter, hätte man denken können, lauter Apfelbäckchen. Aber das

warme Licht beschien vor allem sie und die anderen auf der Bühne.

»Die Hauptsache ist jedoch ...« – diese Nummer ist gleich geschafft –, »man sendet öfters dir 'ne Rolle weiches Klopapier!«

Ein paar Sekunden lang sah sie Albert Konrad Gemmeker direkt in die Augen. Und sein Blick ruhte einen Moment auf ihr, Hannelore Cahn, Hansje, nicht auf Camilla Spira.

Noch eine Verbeugung! Was für ein Gelächter, unglaublich. Über den albernen Scherz mit dem weichen Klopapier, etwas aus einer anderen Welt, obwohl Hans manchmal noch welches beschaffen kann. Die Leute brüllten, prusteten, Reihe für Reihe, aber vor allem hinten.

Schnell den Overall für die nächste Nummer anziehen. Und nachher noch die Schulszene, eine richtige kleine Theaterszene. Ha! Zusammen mit den Berühmtheiten – denn das waren sie, früher in Berlin und dann nach ihrer Flucht hier, im »Theater der Prominenten« –, mit Größen wie Max Ehrlich, dem Quälgeist, aufzutreten! »So was würde doch auf jeder Bühne ein Erfolg sein?«, hörte sie jemanden sagen. Allerdings. So war es. »Als ob wir wieder auf dem Ku'damm wären!«, meinte einer der Stars.

Während draußen der laute Applaus anhielt, sprang sie in den gelben Overall, trat erst ungeschickt mit dem einen Fuß auf ein Hosenbein und zog es dann schnell hoch.

»Danke für den Applaus«, sagte Ehrlich auf der anderen Seite des schwarzen Vorhangs, »ab der ersten Reihe.« Toller Einfall, und gewagt! Ab der ersten Reihe: Gemmeker und seine Freunde.

Langsam glitt sein dicker Zeigefinger abwärts über das Papier: Noch ein paar Nummern, sah Hans Eisinger im Programmheft von »Humor & Melodie«, und schon wurde er in Erwartung ihrer zweiten Feuertaufe wieder unruhig. Er schob sein Gesäß auf dem geraden Holzstuhl nach vorn, um sich nach dem langen Tag bequem zurückzulehnen, wie es die Leute in den Reihen vor ihm taten. Bloß nicht abrutschen, das hätte noch gefehlt! Aber die scheinbar entspannte Haltung war höchst unbequem. Eins der vorderen Stuhlbeine schien sogar lose zu sein.

Verflixt!

Da kam sie heraus, diesmal in ihrem gelben Overall. Trotz seiner Sorgen – manchmal unmessbar schwerer, manchmal kleiner, oberflächlicher Sorgen, Sorgen wegen eines losen Stuhlbeins (gerade erst), wegen des Entwurfs für einen Manschettenknopf oder wegen des Schicksals seiner Verwandten und seines eigenen, praktischer Sorgen oder Daseinssorgen also, was hier oft aufs Gleiche hinauslief –, ja, trotz allem fühlte er sich wieder wie an dem Tag, als sie aus dem Zug gestiegen war. Mit ihrem kleinen Rucksack. An dem Tag, als sie ihn, den OD-Mann, der den Leuten aus dem Zug half, gar nicht beachtet hatte. Natürlich hatte sie so viele Eindrücke auf einmal verarbeiten müssen. Er wusste noch genau, wie sie eine Frau auf einem der Krankenkarren mit den riesigen, schulterhohen Rädern angestarrt hatte, einem dieser mittelalterlichen Transportmittel, mit denen man sich beim OD behelfen musste. Der Anblick der Kranken mit dem Koffer zu ihren Füßen auf diesem seltsamen Karren – etwas, woran er längst gewöhnt war – hatte sie tief erschüttert; und genauso tief, wenn auch auf ganz andere, fatale Weise, hatte es ihn berührt, wie sie da so verloren auf dem Boulevard des Misères stand, dem trostlosen Bahnsteig, dem einzigen befestigten Streifen Boden, und sich verstört umschaute. Seinen Freun-

den, alten Lagerinsassen, die ständig auf der Jagd nach »Natur-schönheiten« waren, hatte er gleich klargemacht, dass er sie für sich selbst wollte. »Da hab ich jetzt aber ein süßes kleines Ding gesehen!«

Sein Stuhl schwankte, lieber Himmel, das Bein war wirklich lose. Also nicht bewegen, ermahnte er sich stumm, sonst legst du dich noch hin.

Hinter blitzschnell aufgebautem Bühnen-Strauchwerk aus echtem Heidekraut stand jetzt eine Gruppe von Männern und Frauen in Arbeitsoveralls mit Stern. Aber den berühmten Max Ehrlich würdigte er keines Blickes, auch nicht die hochgewachsene Camilla Spira.

Sie ragte heraus, eindeutig.

Es ging los. »*Ich liebe nur die Heide*«, sang die Gruppe. »*Auf der Heide allein kann ich glücklich sein!*«

Sie strahlte, neben ihr waren die anderen blasse Geschöpfe. Entourage.

»*Ich liebe nur die Heide ...*« Jetzt winkte sie mit Heideblü-ten. Speziell ihm, so kam es ihm vor. Dass die ganze Gruppe Heidezweiglein schwenkte, spielte kaum eine Rolle. Er konnte sich nicht erinnern, jemals eine solche Frau gesehen zu haben. Sie hatte Charme – nein, eine ungeheure Ausstrahlung. Glanz. Und plötzlich musste er an seine Mutter denken ... Von Westerbork aus konnte er für seine liebe Mutter in Österreich nichts tun. War sie überhaupt noch dort? In letzter Zeit, eigentlich schon seit langem, hatte er keine Briefe mehr bekommen. Aber *sie*, dachte er, sie bringe ich durch den Krieg – o ja, er war sich sicher, dass sie auch seiner Mutter sehr gefallen würde, obwohl sie keinen besonders häuslichen Eindruck machte. Von Reihe sechs aus sah er sie gut. Sie hatte ihn noch nicht bemerkt. Aber das konnte ja noch kommen.

Es war stiller geworden im Saal. Manche Leute, vor allem hinter ihm, alle in ihren besten Anzügen, hatten bei den letzten

Nummern noch Tränen gelacht, sich regelrecht gehen lassen. So lustig war es nun auch wieder nicht. Aber es befriedigte ein Bedürfnis, es füllte eine klaffende Lücke. Er hatte einen Blick ins Revuealbum werfen dürfen und darin das Motto gelesen: »*Wenn man bis zum Hals im Dreck sitzt, hat man nichts zu zwitschern. Ich zwitschere trotzdem!*« In dem Dreck hier konnte man auch nicht anders überleben. Wer verliebt war, dachte er, konnte gut zwitschern, also auch überleben. Ha!

Obwohl nichts sicher war. Mancher, der sicher zu sein glaubte, wurde völlig unerwartet auf die Liste gesetzt.

Zwitschern. Mehr konnte er nicht tun.

Vielleicht war er ja voreingenommen, aber Hannelore bewegte sich doch am anmutigsten. Diese Figur! Sogar im Männeroverall.

Sollte er nicht gleich mal kurz in die Garderobe schlüpfen, wenn das möglich war, um ihr zu gratulieren? Oder besser nicht, vielleicht wäre ihr das nicht recht. Er würde warten; er konnte warten.

Oder soll ich's wagen?

Er musste vorsichtig sein mit ihr. Als er sie zum zweiten Mal in seinem fünfunddreißigjährigen Leben gesehen hatte, war er vielleicht zu aufdringlich gewesen; trotzdem hatte er sie zum Lachen gebracht. Damals, vor drei Monaten etwa, hatte er gerade ein Glücksarmband mit einem der raren silbernen Wilhelminadubbeltjes als Anhänger gemacht. Ein gelernter Goldschmied – er persönlich nannte sich noch lieber Schmuckkünstler – konnte hier ganz hübsch dazuverdienen, weil sich alle nach ein bisschen Schönheit und Glück sehnten. Als er sich den Schweiß von der Stirn gewischt hatte und sein Blick durchs offene Werkstattfenster nach draußen schweifte, hatte er zu seiner Verblüffung eine schlanke blaue Gestalt hoch in die Luft schwingen sehen. Erst bei genauerem Hinschauen hatte er festgestellt, dass es ein Mädchen im Overall war, in einer Baracke schräg gegen-

über, wo sie eifrig am Stufenbarren übte. Er hatte sie durch die beiden geöffneten Fenster angestarrt. Ihre Bewegungen dort drüben verfolgt. Bewegungen wie in einem Traum. Ganz langsam schien sie in die Luft zu schweben, sich zu drehen. In seiner drei Monate alten Erinnerung jedenfalls. »Ich mache jetzt einen großen Fehler«, hatte er zu einem Kollegen in der Werkstatt gesagt. Was dann kam, lief in seiner Erinnerung nicht langsamer, sondern schneller ab als gewöhnlich: Er ließ alles fallen, was er in der Hand hatte, eine Zange traf seinen Zeh, er sprang aus dem Fenster, rannte über aufwirbelnden Sand zu der anderen Baracke, kletterte dort durchs Fenster hinein und ging mit großen Schritten, als könnte sie ihm sonst noch entwischen, durch den Saal auf den Barren zu, ein Überbleibsel aus der Zeit, als das Durchgangslager noch Flüchtlingslager war. Sie sah ihn nicht, auch diesmal nicht, oder hatte sie nur so getan? Bestimmt, denn wer kam schon durchs Fenster herein. Er hatte sich aber nichts draus gemacht. In einem Ton, als wäre er außer sich vor Schreck, hatte er gerufen: »Was machst du? Pass auf! Davon kriegst du gewaltige Muskeln!« Weil sie lachte, hatte er weitergemacht: »Ich kann sie wachsen seh'n! Dein Overall platzt gleich, hör bloß auf ...« Bald hatte sie sich gekrümmt vor Lachen und nicht mehr weiterturnen können. Hatte sich mit dem Ärmel die kastanienbraunen Locken aus dem Gesicht gewischt. Ihn angeschaut. Und gesagt: »Mensch, du mit deinen Teddyaugen.«

Er musste wieder darüber lächeln: Teddyaugen.

Mitten in dem Heidelied hatten sich die Männer und Frauen in blauen und gelben Overalls zu verliebten Paaren zusammengefunden. Einige der Männer, sah er, umarmten sogar ihre Damen in einer idyllischen Flirtszene. »*Ich liebe nur die Heide, auf der Heide allein kann ich glücklich sein.*« Und das in einer arkadischen Landschaft; na ja, vor einem mehrere Meter breiten bemalten Tuch, das eine besonnte Heide darstellte. Keine

Baracke und kein Wachturm zu sehen, dachte Hans, also nicht mal ähnlich. Geflirtet wurde im Lager natürlich nicht zu knapp.

Er hatte auf einmal einen Kloß im Hals. Wer nahm Hannelore da in den Arm? Er konnte es nicht erkennen, schluckte ein paarmal, aber der Kloß verschwand nicht. Sie stand nicht mehr vorn, sondern hinter einem Paar, das übertrieben verliebt tat und ihm Wange an Wange – sentimental – die Sicht verspernte.

Jetzt sah er, wer sie umarmt hatte: Wietje, ihr Kamerad von der Fliegenden Kolonne. Na gut, der war keine Gefahr.

Der Vorhang fiel. Ein Mann kam heraus und erzählte Witze. Witze?

Hans vergaß das lockere Stuhlbein und richtete sich ruckartig auf. Hier geschah etwas, das nicht vorgesehen war, das spürte er. Franz Engel, einer der älteren Komiker, machte nach einem Scherz eine allzu lange Pause und ließ ein seltsames, verhaltenes Lachen hören; lachte er die Zuschauer aus? Dann wurde er ernst und erklärte: »Ich bin stolz, dass ich ein Jude bin.«

Das Publikum erstarrte. Harmlos sollte die Revue sein, leichte Kost. Feiner Spott über das Lagerleben war in Ordnung, aber dies?

»Wäre ich nicht stolz, wäre ich doch Jude«, sagte Engel, und Hans schauderte. »Da ich Jude bin, kann ich auch gleich stolz sein!«

Die Gefangenen schienen den Atem anzuhalten. Ängstlich, wie gelähmt. Auch die mit den guten Pöstchen, zu denen er gehörte. Es war aus mit der Revue! Und ohne sie ... Was soll aus Hanschje werden?

Die erdrückende Stille wurde erst gebrochen, als vorne die Uniformierten zu lachen begannen, zögernd, dann immer lauter. Als hätten sie gerade den besten Witz der Vorstellung gehört. Hans war tief bewegt. Was Engel gesagt hatte, war die

Wahrheit, es war kein Witz – und in gewisser Hinsicht doch. Dass Engel so etwas gewagt hatte, zeugte von Mut. Von echtem Mut, dachte er; das war etwas Seltenes. Er hatte den Nerv getroffen.

Wieder fiel der Vorhang. Und hob sich. Er bemerkte es kaum, stand noch zu sehr unter dem Eindruck der Spannung im Saal, hervorgerufen durch den ganz bestimmt improvisierten Scherz. So etwas wäre nie durch die Zensur gekommen. Gemmeker strich persönlich in den Texten herum.

Wie aus dem Nichts aufgetaucht stand eine Postkutsche auf der Bühne. Modell frühes 19. Jahrhundert, bespannt mit freundlich lachenden Pappferden. Ein Herr mit Zylinder nahm seine Biedermeierdame bei der Hand, um mit ihr im Gras zu picknicken. Die Kutsche würde vorerst doch nicht abfahren, versicherte Max Ehrlich, der jetzt ein Kutscher mit Staubmantel und Peitsche war.

Die Musik setzte ein, ruhig, gemächlich, man war ja in der Postkutschenzeit. Und schleppend sang Ehrlich: *»Immer langsam, immer langsam, immer mit Gemütlichkeit, wir haben noch lange Zeit, es ist noch nicht so weit ...«*

Nein, es ist noch nicht so weit, überlegte er, wir haben noch Zeit. Zeit! Darauf kam es an. Auf Zeit spielen, Wochen, Monate herausholen. Jahre, wenn es sein musste, im Niemandsland.

Wie viel ließ sich herausholen?

»Wir haben noch lange Zeit«, sang Ehrlich wieder, und ein Seufzen ging durch den Saal, merkte Hans, von vorn nach hinten bis zu den schlechtesten Plätzen, man atmete auf, wählte sich vielleicht an einem anderen Ort, in einem langsameren, romantischen Zeitalter. Mit Kutschen statt Zügen. Kluger Einfall.

Nicht denken, nicht fühlen; vergessen.

Tränen traten ihm in die Augen, sie brannten, er wollte sich diesem Gefühl überlassen, obwohl er ja nicht sentimental werden durfte. Einen Augenblick gab er doch nach. Er lehnte sich

auf dem unbequemen Stuhl zurück. Der Ordnungsdienstkamerad neben ihm schluckte, dem wurde es wohl auch zu viel. »*Es ist noch nicht so weit.*« Manche ließen ihre Tränen einfach laufen, sah er, ohne Scham. Was mochte sich da alles entladen – und wenschon, wem schadete das?

So lustig die Vorstellung auch war, sie ging ihm unter die Haut. Ein dramatischer Moment schien auf den anderen zu folgen, er wurde regelrecht durch die Mangel gedreht. Vielleicht wirkte das sogar in irgendeiner Weise läuternd.

Er richtete sich wieder auf, kraftvoller. Jetzt lebte er, nicht morgen, übermorgen, nächstes Jahr, oder gestern, vor vielen Jahren, als noch alles gut war, als er in Wien Goldschmied lernte und an den Wochenenden heimfuhr, nach Drösing im Weinviertel. Ihr wäre ich da nie begegnet.

Wieder schwankte der Stuhl mit dem losen Bein. Pass auf!

»Und ich danke Ihnen, Herr Kommandant«, hörte er Max Ehrlich vor dem Vorhang sagen, »dass Sie uns diesen Abend ermöglicht haben.«

Wirkte nicht sogar Gemmeker lockerer als sonst? Es ist noch nicht so weit. Solange sein kleines Heidekönigreich Bestand hatte, wurde er nicht an die Ostfront versetzt. Auch der König, der Mäzen will nicht in den Osten, dachte Hans. Und er sah, wie das Revuealbum – es enthielt pikante Zeichnungen und Fotos – dem Lagerkommandanten überreicht wurde: mit einer leichten Verbeugung.

Wie hatte Gemmeker noch gesagt? »Ich bitte dringend um ein Happy End.«